

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1924, 4. Abhandlung

Über die sog. Iambenkürzung
bei den skenischen Dichtern der Römer

von

Friedrich Vollmer †

Vorgetragen am 7. Februar 1921

Vorgelegt von Hrn. Schwartz am 1. März 1924

München 1924

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

[Die Akademie hält es für ihre Pflicht, den am 7. Februar 1921 gehaltenen Vortrag ihres verstorbenen Mitglieds in der unfertigen Fassung abzudrucken, in der sich das Manuskript im Nachlaß vorgefunden hat. Lücken und spätere Zusätze sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.]

Der erste römische Dramatiker, selbst griechischen Geblüts, Livius Andronikos, hat griechische Verse in lateinischer Sprache nachgebildet. Das war kein einfaches Geschäft: er mußte nicht nur Wörter und Sätze übersetzen, sondern auch seine Verse erst schaffen¹⁾. Die Normen, nach denen die Griechen ihre Verse bauten, ließen sich auf lateinische Wörter und Sätze nicht so ohne weiteres anwenden: die Sprachen waren in ihrem Wesen zu verschieden. Vor allem war die Betonung hier und dort ganz anders geartet: im griechischen unterschieden sich die Silben im wesentlichen durch die Tonhöhe, im lateinischen durch die Tonstärke²⁾. Infolgedessen konnte in griechischen Versen der Wortton ganz außer Betracht bleiben: der Versrhythmus, der seinerseits die Silben durch Starkton, nicht Hochton, hervorhob, geriet mit dem Wortton nicht in Widerspruch. Anders bei den Römern. Sie hatten etwa zwei Jahrhunderte vor Andronikos ihre altererbte musikalische Wortbetonung aufgegeben und von den Etruskern die Starkbetonung der ersten Wortsilbe angenommen, die sie dann mit der Zeit in Starkbetonung nach dem schon von Cicero als eine Erfindung der Natur selbst bewunderten „Dreisilbengesetz“ umwandelten. Dieser Starkton hätte eine akzentuierende Dichtweise nach Art der der Germanen und Slaven erstehen lassen können: den quantifizierenden Versen, wie sie die Griechen geschaffen, setzte er große Schwierigkeiten entgegen. Der Schöpfer der römischen Bühnenverse mußte eine Reihe von Kunstmitteln ersinnen, um die dem fremdartigen Joche widerstrebende Sprache gleichsam zu überlisten. Das am weitesten ausgreifende Mittel dieser Art ist das Gesetz der sogenannten Iambenkürzung. Kein alter Grammatiker weiß von ihm: seine sehr langsam fortschrei-

¹⁾ S. die vorzügliche Schilderung bei Fr. Leo, Röm. Lit.-Gesch. I 63 ff.

²⁾ Siehe Exkurs I.

tende Entdeckung ist eine wissenschaftliche Tat der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die im wesentlichen der schlichte Breslauer Gelehrte C. F. W. Müller ausgeführt hat. Heute sind viele an dieser Forschung beteiligt, aber manche werfen nur die Bausteine wieder durcheinander, tragen Stoff zusammen, ohne ihn zu durchdringen. Was vor allem not tut, ist zu erkennen, wie das Gesetz entstand: dann erst wird sich seine Anwendung in allem Einzelnen begreifen lassen. Das sei im folgenden versucht.

Wichtigste Literatur:

- R. Bentley, Schediasma de metris Terentianis, London 1726 S. 12.
 Fr. Ritschl, Prolegomena in Trin. 118—159 (Opuscula V 368—404).
 A. Fleckeisen, Jahns Jahrb. 61, 35 ff.
 I. Brix, Plauti Trinummi¹, Einleitung.
 C. F. W. Müller, Plautinische Prosodie, Leipzig 1869, 83—448 (dazu die „Nachträge“ 1871).
 R. Klotz, Grundzüge altröm. Metrik, Leipzig 1890, 39 ff.
 Fr. Skutsch, Vollmöllers Jahresber. f. rom. Phil. I 1891, 32 ff.
 „ Plautinisches und Romanisches 6 ff.
 „ Kleine Schriften 92—113. 227—263 u. ö.
 „ in Krolls 'Alttertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert' (Burs. Jahresber. 124) 319 ff.
 „ Glotta, Jahresberichte.
 W. A. Lindsay, The Captivi of Plautus 30—40.
 A. Ahlberg, De correptione iambica Plaut. quaest., Lund 1901.
 J. Vendryes, Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en Latin, Paris 1902.
 E. Wallstedt, Studia Plautina, Lund 1909.
 E. Bickel, Berl. philol. Wochenschrift 1911, 1087 f.
 G. Jachmann, Studia prosodiaca, Marburg 1912.
 „ Glotta VII 61.

Anderes bleibt gelegentlich zu nennen: das meiste verzeichnet Lindsay, Bursians Jahresberichte 130, 158 ff., 167, 22 ff.

Skutsch hat (nach unzureichenden Versuchen von C. F. W. Müller, Pros. 85. 281. 404. 424) dem Gesetze die Fassung gegeben: „eine iambische Silbenfolge, die den Ton (sei es nun Wort- oder Versakzent) auf der Kürze trägt, oder der die tontragende Silbe unmittelbar folgt, wird pyrrhisch“ also in Zeichen: ◡ — oder ◡ — ◡ wird ◡ ◡ oder ◡ ◡ ◡. Ich weise hier schon darauf hin, daß diese Fassung einige wenige, aber nicht unwichtige

Fälle nicht trifft (s. u. S. . . .*), gebe aber zunächst eine Übersicht über die große Masse der sichern Beispiele (Muster bei Skutsch, Kl. Schr. 97 f.). Gekürzt werden:

I. iambische Wörter aller Art, also

novâ iubê bonî bonô manû novae
amâs canês bonîs iocôn salûs
agant erunt potest duplex senex
agit grâtias, puër súm
sedêns cluêns

II. Monosyllaba oder durch Elision einsilbig gewordene Bissyllaba (in Anapästen und Versanfängen auch kurze Endsilben längerer Wörter) + lange Monosyllaba oder lange Anfangssilben mehrsilbiger Wörter, also

a) *quís haëc est* Stich. 237 oder in thesi *séd quis haëc ést* Pers. 200

b) *quíd ěst negóti* Most. 458 u. ö. „ „ „ *condició nova ět lúculenta*
 Mil. 952

c) *quót (quae A falsch) autem*

prandia Stich. 213 „ „ „ *non vidí neque aŭdíví*
 Curc. 594

d) *quíd ěrgo dubitas* Poen. 881 „ „ „ *quid tibi întérpellatio*
 Trin. 709

e) *vespér híc est* Bacch. 1205 „ „ „ *pessume ōrnátus eo*
 Aul. 721

f) *Sagaristío, ěccumbe* Pers. 767 „ „ „ *calleo ět cómmemini*
 Pers. 176

III. iambische Wortenden (nur in Anapästen und Anfangsiamben oder -trochäen)

dicítŏ, perdídĭ, cómpedĕs, fíliam meam, ómniŭm primum,
máchinās molitust

IV. iambische Wortanfänge

a) in 3 silbigen Wörtern

périnde, Phílĭppos und *Philĭppúm*, zweifelhaft *ábĭte cávĕto*

b) in 4- und mehrsilbigen Wörtern

mágĭstratum, vólŭptatem und *volŭptátem, gubĕrnábunt*, selten *verĕbámĭni, amĭcítĭam, Clutĕméstra.*

* [Nicht ausgeführt.]

Diese Übersicht genügt zunächst für unsere Zwecke: die einzelnen Gruppen sollen für das Beweismaterial im einzelnen unten noch genauer besprochen werden.

Jede wissenschaftliche Erkenntnis beruht auf kritischer Ordnung der Einzelbeobachtungen. Wir haben hier — und das eben ist mit Konsequenz noch nirgend geschehen¹⁾ — aufs schärfste, so gut wir es vermögen, zu scheiden zwischen iambischen Silbenfolgen, die in der Sprache fest waren, und solchen, die erst durch den Zusammentritt der einzelnen Wörter zu Satz und Vers entstanden. Bei jenen liegt die Möglichkeit vor, daß sie schon durch ein Sprachgesetz gekürzt wurden: wir hätten dann eine natürliche IK anzuerkennen. Bei diesen wäre die Kürzung denkbar als ein künstliches Mittel der poetischen Technik, es müßte denn sein, daß die poetische Wortfolge so enge an die natürliche der Alltagsrede sich anschlüsse, daß auch in diesen Fällen die Kürzung sich als Wirkung des natürlichen Satzaketes begreifen ließe. Beispiele: *bónǫ, ámǫnt, volǫptátem* können sicher rein sprachliche Kürzungen sein; ebenso kann in der Wendung *quis hǫc lóquitur?* (häufig, s. CFWMüller, Pros. 394) diese Wortfolge in der Alltagsrede festgestanden haben und die Kürzung hier entstanden sein. Und sicher sind derart die Mehrzahl der Fälle. Aber wenn wir lesen: Pers. 754 *intǫgrǫ exǫrcitu ǫt praésidiis* oder 767 *tu, Ságaristío, áccumbe in summo*, 816 *Paegnǫm da pausam* oder Men. 367 *prandǫm ǫt iussisti hic curatust*, so kann doch keine Rede davon sein, daß hier der Wortakzent oder regelrechter Satzaket gewirkt habe. Weiter sind häufig Kürzungen wie Curc. 140^a *guttǫrǫ*, Pers. 181 *obsǫquǫns fiam*, Rud. 222 u. ö. *perdidǫ* (mehr Belege bei Klotz 59 f.). Und es kann gar kein Zweifel sein, daß diese Auflösung der Hebungen eine Nachahmung griechischer Verse ist: Klotz, Grundz. 281 ff. Man kann aber diese Fälle nicht beiseite schieben mit dem Hinweis, sie ständen alle

¹⁾ Das Ziel nannte Bickel, energische Schritte im einzelnen tat Jachmann. Skutsch selbst hat Klotz gegenüber, der die Erscheinung „metrisches Kürzungsgesetz“ genannt hatte, die „sprachliche Tatsache“ betont (rom. Jahresb. I 34; sein Schwanken tritt z. B. Glotta III 380 Anm. deutlich hervor; sehr scharf, aber doch nicht treffend, Plaut. u. Rom. 47, 1 ‘das IKG, das als metrisch zu betrachten ein Nonsens ist’); Lindsays Meinung ist, „daß diese Kürzung die tatsächliche Aussprache der plautinischen Zeit war und vom Satzaket abhängt“ (Bursians Jahresber. 130, 172).

in Anapästen: die gleiche Kürzung findet sich auch in Dialogversen an den Stellen, die überhaupt freiere Betonung zulassen (iamb. Vers- oder Kolenanfänge): Poen. 1348 *nemínēm venire*, Rud. 944 *enícās iam me odio*. Truc. 119 *enícās me miseram*. Capt. 8 *altérüm quadrimum*. Naev. com. 23 *altérīs inanem*. 24 *altérīs nuces*. ferner Epid. 179 *Hercúlĭ*. Pers. 269 *compédēs impingi*. Die Menge dieser Beispiele, die Lindsay (Capt. S. 37) von seinem Standpunkte aus nicht zu erklären vermag, lassen ganz zweifellos keine andere Deutung zu, als daß hier die IK durch den Verston, nicht durch den Wort- oder Satzton bedingt ist.

Der gleiche Schluß ergibt sich auf andere Weise. Wir finden eine Menge IK der Form $\cup, \cup$ d. h. bei Wortende und -anfang unter dem Verston oder von $\cup\cup$ (ohne Wortschluß dazwischen), wo wir mit aller Sicherheit, die in diesen Dingen möglich ist, sagen können, diese Silben haben den Satzton nicht gehabt. Ich kann aus der übergroßen Zahl nur einige herausgreifen: Aul. 105 *quía ōb domo*. Stich. 618 *ŭbi ōccubes*. Trin. 630 *quód ēst facil-lumum, facis*. Pers. 394 *tĭbi inde*. Men. 320 *satin . . . ān ōpsono amplius?* Curc. 271 *tĭbi ēvenat*. Aul. 793 *neque ulla lingua sciāt loqui nisi Attica*. Most. 645 *has dēdīt quadraginta minas*.*) Aber mag ein hartnäckiger Gegner hier um einzelne Stellen streiten oder gar das ganze Argument aus dem fehlenden Satzakzent ablehnen, das ficht mich wenig an: das erste aus dem verletzten Wortakzent bleibt unerschüttert.

Denn die Sache liegt doch so: Die Annahme, die IK stützt sich auf den Versakzent, erklärt alle Fälle; die andere, IK geht zurück auf den Satzakzent, läßt eine Menge Fälle unerklärt: Wir haben aber eine einheitliche Erklärung nötig: wenigstens schließt die Erklärung durch den Satzakzent die teilweise Geltung des Versakzents völlig aus. Wo also die Wahrheit liegt, ist klar.

Es ergibt sich also, daß die IK, wie wir sie an den Versen der alten Skeniker erkennen, in der Tat ein künstliches prosodisches Gesetz ist, eine Konvention der poetischen Technik. Aber selbstverständlich beruht dies Gesetz auf sprachlichen natürlichen Tatsachen. Machen wir uns einmal anschaulich, wie es entstanden sein wird.

*) [Späterer Zusatz. NB. Hier auch erwähnen die Fälle, wo IK über die Gesprächsgrenze greift, also $\cup :: \cup$.]

Dem Begründer des römischen Dramenverses stellte sich bei seinen Versuchen als das schwerste Hindernis der Überreichtum der lateinischen Sprache an langen Silben entgegen. Er überwand ihn durch zweierlei Mittel. Einmal durch ein metrisches: er wandelte den flinken griechischen Trimeter, der eine Länge außer in den Hebungen nur in der 1. 3. 5. Senkung zuließ, in den schwereren Senar, der die Länge nur aus der letzten Senkung verbannte, und beschwerte ebenso die Trochäen im Septenar und Octonar. Andererseits mußte er versuchen, wirkliche Längen im Verse als Kürzen anzubringen, also eine prosodische Maßnahme. Die Weisheit, mit der er in dieser Not die natürlichen Kräfte der Sprache ausnutzte, ist erstaunlich und bewundernswert. Sein feines Ohr sagte ihm, daß Silben die für seine eigene Prosodie sonst als lang gelten mußten, in der Tagessprache keineswegs immer volltönend erklangen, sondern unter bestimmten Bedingungen sich von Kürzen sehr wenig unterschieden. Das bewirkte bei gemächlicher Aussprache schon der Wortakzent: er minderte, wenn er in zweisilbigen Wörtern auf eine kurze Silbe traf, die auslautende Länge stark, so daß z. B. die vielgebrauchten Wörter *bene male quasi nisi ibi ubi ego modo* schon allgemein zu Pyrrhichien geworden waren, andere, wie die häufigen Imperative *cave tace abi mane* die größte Neigung dazu zeigten. Auch in Wörtern vom Typ *voluptátem verebámini* war die volle Aussprache der zweiten Silbe stark gefährdet, sie hielt sich aber besser, weil in andern Formen der Akzent auf sie fiel: *volúptas verébar*. Fielen nun solche Wörter wie *béne* oder *voluptátem* unter den scharfen Satzakzent, so wurde die kürzende Wirkung des Tones noch stärker. Derselbe Satzakzent konnte aber in schneller leidenschaftlicher Rede noch viel stärker unter gemeiniglich langen Silben aufräumen: denken wir uns einmal die Worte des schimpfenden Bauern bei Petron (58, 2) *iò Saturnália, rogo, mensis decémbér èst?* mit den bezeichneten Haupt- und Nebenakzenten hervorgesprudelt, so wird deutlich, daß auf die Wörter *rogo mensis* nur ein Minimum von Druckkraft und Zeit entfallen konnte: ähnlich auf die unbezeichneten Silben in *álioquín iam tibi depraesentiárum rēddidíssem*. Diese Kürzungsmöglichkeiten der lebendigen Rede hat der prosodische Gesetzgeber mit weiser Mäßigung benutzt: für ihn trat anstelle des Wort- oder Satzakzents der in regel-

mäßigem Wechsel sich wiederholende, gleichfalls expiratorische Versakzent. Weil aber die einzelnen Versakzente im Durchschnitte nur 1—2 Silben zwischen sich hatten, so ergab die Festlegung der natürlichen Kürzung für den Vers von selbst die Beschränkung auf die Folge von zwei Silben: die Typen *béne* und *voluptátem* bestimmten als die häufigsten das Gesetz für die Silbenfolge $\cup -$ unter oder vor dem Versakzent. In der Stellung $\cup _$ war die Länge natürlich durch den Verston geschützt¹⁾.

Für die konventionelle Natur der von den Skenikern benutzten IK können wir aber nun auch noch drei indirekte Beweise führen.

1. Die IK findet nicht statt, wo sie den Versbau nicht erleichtert. Das beobachten wir in den Senkungen der Anapäste: die Silbenfolge $\cup \cup -$ bewahrt ihre Länge z. B. Aul. 719 *essé bōnum ex vólту cognosco*, Bacch. 1087 *quiqué fütūrí sunt posthac*, 1178 *omniā quāē cúpio*, 1179 *vidi égō nēquam hómínes* usw. (Beispiele zahlreich). Hier hat der Dichter einfach die Kürzung nicht angewendet, weil er die Länge zur Ausfüllung der Senkung brauchte. Skutsch hat die Erscheinung zuerst (roman. Jahresber. I 35) künstlich zu erklären gesucht, ist aber später (Glotta III 380) wieder unsicher geworden.

2. Wir finden bei Plautus, auch wenn wir vom ersten und letzten Iambus ganz absehen, eine Menge iambischer Wörter, die den Ton auf der letzten Silbe tragen. Die Versuche, solche Betonung überall als durch Enklisis bewirkt zu erklären, sind nur unvollkommen geglückt. Mag man ein *meus amór* (Amph. 894) zur Not so verstehen, wie will man ein *nec iocó nec serio* (Amph. 904) oder *qui bonís dicunt male* (Bacch. 118) und Hunderte ähnlicher Dinge erklären? Stellen derart findet man bei Leppermann, De correptione vocabul. iamb. 12 ff. unter der Rubrik a in Menge, auch wenn man mehr als die Hälfte abzieht. Wenn man nicht

¹⁾ Die Silbenfolge $- \cup$ war nur durch „Tonanschluß“ kürzbar (die Fälle jetzt zusammengestellt und behandelt Sitz.Ber. 1917, Abh. 9): diese rein sprachliche Erscheinung hat der lateinische Versordner zwar als solche verwertet, aber wegen ihrer verhältnismäßigen Seltenheit nicht zu einem frei auszunutzenden prosodischen Gesetze erhoben. — Wenn die späten christlichen Dichter neben *calceāménta* u. ä. auch Wörter wie *hostilitáte* kürzen, so gehört das schon in die Zeit des allgemeinen Verfalls der Vokallängen.

schließlich jedes Wort für potentiell enklitisch erklären will, wird man doch wohl wieder auf die nächstliegende Annahme zurückgreifen, daß der Dichter die iambischen Wörter so stellte, weil der Vers es verlangte.

3. Einzig aus der konventionellen Natur der skenischen IK begreift sich eine Beobachtung, die unten (S. . . .*) ihrem Umfange nach noch zu sichern sein wird, daß nämlich in längeren Wörtern so ungleich viel mehr positionslange als naturlange Silben gekürzt werden: eine Kürzung wie *senēctūtem* ist viel häufiger als eine wie *amīcītiā*. Wäre die Kürzung eine sprachlich-natürliche, so bliebe dies Verhältnis einfach unerklärlich: eine Lautfolge wie *ēct* verlangt eine viel kompliziertere Tätigkeit der Sprachorgane als die Folge *īc*. Aber natürlich fiel die Kürzung eines langen vollen Vokals viel stärker ins Ohr als die einer kurzvokaligen, wenn auch mit Konsonanten belasteten Silbe, und das ist sicherlich der Grund, weshalb die Dichter sie nicht gerne verwandten.

[Späterer Zusatz: 4. Die verschiedene Häufigkeit der IK in verschiedenen Versmaßen.]

Und nun noch ein allgemeiner Umblick. Paßt denn das, was wir eben festgestellt haben und was wir von einem höhern Standpunkt aus als maßvolle Festlegung und Ordnung eines sprachlichen Triebes bezeichnen dürfen, in das allgemeine Bild, das wir uns von der Kunst dieser Bühnendichter, im besondern des Plautus machen dürfen? Ich meine, wir können auf diese Frage nur ein Ja antworten. Plautus war kein „Realist“ im modernen Sinne. Wenn er uns Bilder von der römischen Straße oder sonst aus dem täglichen Leben seiner Zeit gibt, tut er das im Rahmen griechischer Stücke. Wen er auch sprechen lassen mag, den Sklaven, den Parasiten, den Kaufmann, den Söldner, die Hetäre, den Kuppler, er phonographiert nicht ihren Jargon, er nimmt nur so viel urwüchsige Einzelheiten auf, als zur Charakteristik nötig sind, hebt das ganze doch in einen höhern Ton. Er trägt kein Bedenken, in die Rede des Alltags alte Formen wie *evenant danunt attigas* einzuflechten¹⁾ teils zur Erleichterung des

* [Nicht ausgeführt.]

¹⁾ S. z. B. Nötzel, Wiener Studien VI 1884, Jacobsohn, Quaest. Plaut. 8 ff.

Versbaus teils zur Färbung des Stils. Wohin wir auch schauen: überall sehen wir eine Kunst, die zielbewußt und selbständig ihren Stoff meistert. Solcher Kunst stand es nicht an, ihren Vers den Launen des Sprachakzentes preiszugeben: sie wird den Sprachakzent dem Verse haben dienen lassen.

Die oben gewonnenen Erkenntnisse über Grundlage, Wesen und Entstehung des IKG werden uns nun helfen müssen, seine Anwendung im einzelnen festzulegen. Ich gehe darum die oben auseinandergelegten Gruppen der Beispiele der Reihe nach durch.

I. Iambische Wörter.

Ihre Kürzung ist so allgemein und in allen Formen so deutlich, daß an ihnen das Gesetz schon von Bentley erkannt worden ist¹⁾. Für uns erhebt sich nur die Frage: können wir feststellen, welche Kürzungen um 200 v. Chr. schon in der Sprache als fest vollzogen gelten können? Die Untersuchung über diese schwierige Frage ist oft, mehr oder weniger eingehend und mit einander direkt widersprechenden Ergebnissen geführt worden²⁾. Wir müssen, wie sich zeigen wird, jedes Wort einzeln betrachten. Denn es ist nicht leicht, in den skenischen Dialogversen die Kürze einer Endsilbe sicher festzulegen: die allein in betracht kommenden reinen iambischen Schlüsse (auch des ersten Kolon im iamb. Langverse) sind für unsern Zweck rar, da sie dann, was überhaupt selten, auf ein Monosyllabon ausgehen müssen. So kommt es, daß wir nur für *ego* und *ubi* unbestreitbare Beispiele der wirklichen Kurzmessung haben: Plaut. Mil. 1138 *ét ego vós*. 925 *quís ego sím* (so wohl auch Men. 279). Curc. 104 *íbi ego mé* (wahrscheinlich noch in — Rud. 328 *pól ego nùnc*) und Ter. Phorm. 827 *séd ubi nám*. Da Plautus *ego* über 2000 mal, *ubi* rund 600 mal, aber *ibi* nur etwa 230 mal hat, kann es Zufall sein, daß für *ibi*

¹⁾ Das Einzelmaterial bei C. F. W. Müller, Pros. 86—224, Klotz, Grundz. 54 ff., H. Leppermann, De correptione vocabulorum iambicorum, quae apud Plautum in senariis atque septenariis iambicis et trochaicis invenitur, Diss. Münster 1890.

²⁾ Ich nenne wegen der eingenommenen Gesichtspunkte oder des gesammelten Materials: Ritschl, Proleg. 169 f.; Klotz, Grundz. 49—53; Skutsch, Rom. Jahresber. I 35; Wedding, De voc. productis lat. voces terminantibus, Diss. Halle 1901; Jachmann, Stud. pros. 7 f. 12; Maurenbrecher, Parerga 194 ff.

ein gleicher Beleg fehlt. Für die übrigen in Betracht kommenden Wörter *bene male nisi quasi modo mihi tibi sibi* ist zu bedenken, daß für sie ganz gleiche Versschlüsse nicht vorkommen können, weil sie alle mit Konsonant beginnen: für sie lassen sich nur solche vom Typ *fingeré tibi me* denken, finden sich aber nirgends, weil auch Schlüsse wie etwa *hominibús adeo* und *diceré merito* gemieden werden. Sichere Beweisstellen für *beně malě, nisĩ quasĩ, mihĩ tibĩ sibĩ, modō* sind also im Dialogverse unmöglich. Wir werden demnach hier so vorgehen müssen, daß wir feststellen, wie *ego* und *ubi* sonst im Verse verwendet werden: ist ihrem Gebrauche der der übrigen (*ibi*, *bene* usw.) gleich, so werden wir folgern dürfen, daß auch sie schon für Plautus als sprachliche Pyrrhichien galten¹⁾.

1. Wie *ego* und *ubi* finden sich auch *ibi bene male nisi* (Plaut. Capt. 724 Curc. 51 Afran. tog. 129) *quasi* (Capt. 956 Cist. 669 Epid. 420 Pseud. 462) *mihi tibi sibi* mit künstlicher²⁾ Betonung am Vers- oder Kolonende gar nicht selten.

2. Diese Wörter stehen oft mit der Endsilbe in der *ἀδιάφορος*-Hebung 4 im Senar, 2 oder 6 im troch. Septenar³⁾: so *egó* Amph. 520. 601 Aul. 457 Curc. 294 Epid. 668 Most. 1096 Poen. 274 Rud. 1077. 1184 Truc. 257 Ter. Phorm. 877, *ubí* [Rud. 1347 lies *etsí*] Truc. 506, *ibí* Men. 187, *bene* nirgend, *male* Aul.

¹⁾ Ich bemerke zu rechter Würdigung der zu behandelnden Einzelstellen, daß bei Plautus vorkommt: *ego* über 2000 mal, *ubi* rund 600, *ibi* 230, *bene* 360, *male* 260, *nisi* fast 500, *quasi* fast 200, *mihi* etwa 1800.

²⁾ Mag man hier einen Teil der Fälle durch Enklisis erklären, andere widerstreben hartnäckig z. B. Amph. 655 *re gesta bené*. Asin. 945 *sibi faciat bené*. Cist. 669 *nostrum, quasi | dédita opera* usw. oder Epid. 378 *ad malé | faciendum* Curc. 51 *quasi soror mea sit, nisi | si est* usw.

³⁾ Ich merke hier an, daß ich Skutschs Ablehnung der Ergebnisse Jacobsohns (Roman. Jahresber. VII. I 62, VIII. I 53) für unrichtig halte: man darf nicht so äußerliche Statistik treiben, wie es Skutsch hier tut: Senar und troch. Septenar sind viel festere, durch die stete Zäsur gesicherte Formen, die naturgemäß seltener die alten Fugen zeigen als der gern in der Mitte klaffende iambische Langvers. Übrigens steigert sich auch die Zahl der für Jacobsohn zeugenden Stellen gerade durch unsere Bisyllaba nicht unbedeutend. — Unbedenklich mitaufgezählt sind oben die Stellen, an denen zweisilbige Senkung folgt: ich halte es für vollkommen unmöglich, einen Versschluß wie *nihil nisi sapientia's* mit *nisĩ* synartetisch zu messen, bei anderen wie *egó similest mei* ist es noch unglaublicher (vgl. Truc. 505).

208 [658 lies *male égit*] [Men. 853 verderbt], *nisi* Poen. 325 Rud. 1092 Ter. Ad. 394, *quasi* nirgend, *utí* [...].

3. In die regelrechten Hebungen der Dialogverse werden ihre Endsilben nicht zugelassen: unsere Überlieferung gibt zwar eine Anzahl solcher Verse, sie sind aber alle leicht zu bessern: für *ego*: Asin. 609 lies *egón*. Aul. 45 lies *egón*. 550 lies *ego út te*. Cist. 745 (*ego?*) *égo*. Curc. 656 miß *quēm égo*. Epid. 389 lies *ego méd*. [518 lies *eam égone*] Men. 548 miß *aúrum, égo*. 546 lies *ted égo*. Mil. 554 miß *fateáris, égo*. Most. 484 lies mit Hiat. 1168 lies *ego <té>*. Pers. 165 miß *cúra. ínteribi égo*. [Stich. 157^a miß *quām égo*]. Trin. 173 lies (*hoc*) *égo*. Truc. 266 streiche *quid* oder *ego*. 357 lies *hércule égo nunc* oder *hercle núnc ego*. 654 miß *ille abit. égo*. 759 lies *tíbi ego*. 922 lies *tíbi ego*; für *ubi*: Aul. 700 miß *íntro, úbi*. Bacch. 765 lies *ubi méd*. Capt. 955 lies *facere oportet úbi* (s. Amph. 966 u. a.). Cist. 717 und 735 ist die übliche (vgl. Aul. 697 Curc. 590) Betonung *úbi sit* herzustellen (735 lies *ait illam sé*). Merc. 888 miß *túām amícam :: quíd eam? :: úbi sit*. Poen. 93 und 853 miß *úbi*, ebenso Truc. 360. 883. 914. für *ibi*: Asin. 709 miß *ut íbi*. Cas. 73 lies *ópera íbi*. Poen. 718 lies *ibi quae <sunt>*. Pseud. 425 lies (*em*) *íbi*. Rud. 608 lies *med. íbi*; für *bene*: Curc. 517 lies (*ut*) *béne*; für *male*: nirgend; für *nisi*: nirgend; für *quasi*: nirgend. [.].

II. Die iambische Silbenfolge besteht aus Monosyllabon oder durch Elision einsilbig gewordenem Bisyllabon (in Anapästen und Versanfang auch aus kurzer Endsilbe eines längern Wortes) und langem Monosyllabon oder langer Anfangssilbe eines mehrsilbigen Wortes.

Das Material ist in der Hauptsache auch hier wieder bei CFWMüller, Pros. S. 281—403, Klotz, Grundz. 68 ff.; wichtige Überlegungen bei Skutsch, Kl. Schr. 97 ff.

Die oben S. 5 angeführten Typen b) d) f), wo die Kürzung positionslange Silben trifft, sind heute wohl allgemein anerkannt¹⁾; für f) sind die Beispiele naturgemäß nicht zahlreich, aber sicher stehen folgende (vgl. CFWMüller, Pros. 416 ff.):

in Anapästen: in Hebung: Aul. 723 *omníum ín terrá*. Men. 367 *prandíum út iussísti*. Pers. 767 *tu Ságaristío áccumbe ín summo*.

¹⁾ Vgl. Leo, Plaut. Forsch.² 319 Anm.

797 *iurgium hñc auféras* (*iurígium h. aúf-* Skutsch). 801 *canthárum ěxtingue ígnem*;

in Senkung: Cist. 698 *vestígium ĩn púlvere*. Mil. 1051 *nécne sĭt spés* (ob *necn?*). Pers. 176 *cálleo ět cómmemini*. 498 *Pérsia ād me állatae* (anders Rec. A). 754 *exércitu ět praésidiis*. 848 *saépe sũnt ěxpunctae* (ob *saep?*). Pseud. 908 *íllic ěst? sũmme*. 941 *ómnia ĩn pectore* (anders A). 1121 *évocem hñc íntus*. Truc. 125 *sérvio ātque aúdiens* (ob *ac?*); dazu zwei Stellen, wo vielleicht Elision von *-us* vorliegt: Cas. 726 *ex-curátus ĩncessisti*. Pers. 772 *optátus hñc míhi*; weiter konkurriert an andern Stellen Gesamtelision, z. B. Pseud. 575 *timeám meo ĩn péctore*.

Viel seltener natürlich in Anfangs-Iamben oder -Trochäen: in Hebung: Ter. Hec. 867 *omnía ōmnes úbi*;

in Senkung: Capt. 597 *átra pĭx ágitet*. Merc. 600 *trístis ĩncédit* (oder Elision?). Rud. 1100 *ómnia ĩstaéc*. 1359 *ómnia ūt quídquid* (oder *út quĭdquid?*). Stich. 718 *éripe ěx óre* (701 miß *dúmqu(e) se ěxórnat*).

Heißer umstritten sind die Typen a) c) e), in denen die Kürzung Silben mit naturlangem Vokal trifft.

Für Typus a) hat Klotz, Grundz. 69 f., reichlich Stellen gesammelt: es finden sich

in Hebung: *ét ā, quód ā, ĩn hñc, quis hñec est, quíd hñec, séd hñs, quíd hñc, fér hñc, quíd hñic* u. a., mit Elision *tĭbi ā, tĭbi aũt, égo hñc, lábra ā* (Bacch. 480), sogar *tĭbi ōs* Cas. 496;

in Senkung: *quid ā nóbis, quid ā Tránione, quis hñec ést, ut hñec ĩnveniantur, ut hñec nũntiem, ĩn hñc íám, ĩn hñc trídúo, quod hñc ěxquisitum, quid hñc tĭbi, quid hñic hñc* u. a., mit Elision *pedem hñc íntuli, modo ě Dávo*, sicher auch bei prosodischem Hiatus wie Bacch. 989 *quāe hñc scrĭpta* [.].

Exkurs I.

Wortton und Versakzent.

Die so ziemlich allgemein angenommene Erkenntnis, daß die lateinische Sprache dauernd einen vorwiegend expiratorischen Wortakzent gehabt habe, ist in letzter Zeit von zwei Seiten her wieder in Zweifel gezogen worden: H. Bergfeld (*de versu Saturnio*, diss. Marburg, Gotha 1909, 16—40; *Glotta* VII 1—20) hat zu erweisen versucht, daß während der ganzen Zeit der römischen Poesie von rund 250 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr. der lat. Wortakzent musikalisch gewesen, wobei er freilich für die alte skenische Poesie dem Wortakzent eine gewisse Berücksichtigung, damit auch expiratorische Kraft, zugesteht; G. Herbig (*Anzeige von Sommers Handbuch*², *Indog. Anz.* 37, 21 f.) skizziert in einer Übersicht die geschichtliche Entwicklung des lat. Wortakzents und sagt für die Zeit der Skeniker: „der neue Dreisilben-Akzent ist halb Starkton . . . halb Hochton“, für die Zeit der Klassiker: „der Dreisilben-Akzent wird in der literarisch gebildeten gräzisierenden Oberschicht noch einmal vorwiegender Hochton — das beweist die jetzt rein quantitierend gewordene Metrik, die keine Rücksicht auf Wort- und Satzakzent mehr kennt“.

Man sieht deutlich: beide, Bergfeld wie Herbig, stehen im Banne der Theorie W. Meyers aus Speyer, der in seiner berühmten Abhandlung „Über die Beobachtung des Wortakzents in der altlateinischen Poesie“ (*Abh. der bayer. Akad. philos.-philol. Kl.* XVII 1886, 1—120) gegen Fr. Ritschl (*proleg. Trin.* 206 ff.) die These zu erweisen gesucht hatte, daß „vor Augustin kein lateinisches Gedicht sich findet . . ., bei dessen Bau neben der Quantität auch noch der Akzent der Silben mehr oder minder berücksichtigt wäre“¹). Aber beide haben, von W. Meyer abweichend, zugestehen müssen, daß bei den Skenikern Wort- und Satzakzent beachtet worden sind, wie das vor andern Skutsch und Lindsay erwiesen haben²). Und es ist nun wirklich an der Zeit, daß wir

¹) Ich stelle hier gleich das Urteil Fr. Leos daneben, der am Ende seines Lebens (*Röm. Litt.-Gesch.* I 66) scharf erklärt hat: „die gesamte lateinische Verskunst hat die Wortbetonung im Verse berücksichtigen müssen“.

²) Hübsche Zusammenfassung bei Leo, *Röm. Lit.-Gesch.* I 67 f.

uns auch vom zweiten Teile von Meyers Lehre, der besagt, auch die klassische Poesie habe keinerlei Rücksicht auf den Wortakzent genommen, wieder ganz frei machen und zu der richtigen Anschauung Bentleys, Hermanns, Ritschls zurückkehren: Ritschl hat sie in der temperamentvollen Einleitung zu seinen opuscula II, S. XII kurz dahin zusammengefaßt, daß „der daktylische Hexameter vom Widerspiel zwischen Vers- und Wortakzent in der ersten Vershälfte übergeht zur Lösung des Zwiespaltes in der zweiten“¹⁾. Wir werden freilich diese Erkenntnis vertiefen müssen, da Ritschl und seine Vorgänger von den Problemen der Verschiedenheit des Stark- und Hochtones kaum eine Ahnung hatten.

W. Meyer wollte (Wortakzent, S. 9; Sitz.-Ber. 1884, S. 1034 ff.) die auch von ihm anerkannte Tatsache, daß in den beiden letzten Füßen des klassischen Hexameters Vers- und Wortakzent stets übereinstimmen²⁾, zuerst auf „rhetorische Gründe“ (d. h. Vermeidung von ein- oder mehr als dreisilbigem Wortschluß im Prosa-kolon), dann auf das Vorbild der alexandrinischen Dichter zurückführen, die (besonders Kallimachos) Wortschluß nach der 5. Hebung gemieden haben. Der Hinweis auf den Schluß der Prosakola hat offenbar Meyer selbst wenig befriedigt, und die Fortführung dieses Gedankens durch Fr. Leo (ind. schol. Göttingen 1892/3: de Stati Silvis S. 7 f.) macht die Sache nicht glaubhafter³⁾; eher ist es umgekehrt: die Regeln der Versschlüsse haben auf die Prosa-Klauseln gewirkt. Dagegen ist offenbar richtig, daß bei der Verfeinerung der noch ungelenken Hexameter des Ennius, der ja Homer selbst zum Vorbilde genommen, durch die Neoteriker die Kunst des Kallimachos den Weg gewiesen hat. Ich sage den Weg gewiesen, denn so weit wie die Römer ist er nicht gegangen, er hat bei Penthemimeres Schlüsse wie *πόλιας*

¹⁾ Es ist das ein ganz ähnliches Widerspiel, wie es sich mit der Zeit zwischen metrischer Einheit oder metrischen Kola und Satzeinheit oder Satzstücken herausbildet.

²⁾ Schlüsse wie *aquae mons, virum quem, exiguus mus* und die *versus spondiaci* werden zu besonderer Klang- oder Stilwirkung benutzt: L. Müller, *De re metr.*¹ 219 ff.

³⁾ Man beachte vor allem, daß in derselben Zeit, wo die Beeinflussung stattgehabt haben müßte, das Satzende immer mehr unabhängig vom Versende wird.

διεμετρήσαντο oder καὶ ἐν οὖρεσιν ἐπιάσθαι ruhig zugelassen, so gut wie οὐράνιε Ζεῦ und ἀέναον πῦρ: der feste Schluß des Hexameters mit zwei worttongemäßen Wortenden wie *cónderet úrbem, únde Latínium, prímus ab óris, iactátus et álto, Tiberínaque lónge* ist erst den Römern eigen. Es liegt nun aber nichts näher als diese Bildung des Verschlusses auf das Streben nach ganz deutlich worttongemäßigem Ausgang (wofür ein tongemäßes Wortende nicht genügte) zurückzuführen: dies Streben selbst hatte seinen Grund in dem Bedürfnis, einen Gegensatz zu der seit Ennius überwiegend gebrauchten, immer worttonwidrigen Hauptzäsur (Penthemimeres) zu schaffen¹⁾. W. Meyer meint sich diesem Schlusse durch den Hinweis entziehen zu können (Wortakz. S. 9), es würde dann doch wohl schon Ennius den Versausgang so gestaltet haben. Aber Erfindungen werden eben nicht immer gleich vollständig gemacht: Ennius ließ Monosyllaba und Polysyllaba am Versende noch unbedenklich zu, weil sein Vorbild Homer das tat: es war erst hundertjährige Übung und schließlich Schärfung des Ohrs durch Vornahme der feineren exemplaria graeca nötig, um den letzten Schritt zu tun, der aber nur im lateinischen Verse gerade so getan werden konnte, weil nur im Lateinischen, nicht im Griechischen, geeignete zweisilbige und dreisilbige Wörter stets diesen Wortton hatten. Schlüsse wie *aèquiperare* oder *induperator* oder *sapièntiloquentes* hatten ja auf den bezeichneten Silben einen Nebentakzent, aber der schien eben den feinhörigeren Spätern zu schwach, um den Ablauf des Verses vorzubereiten: sie verlangten Wortschluß im 5. Fuße und doppelten Zusammenfall von Wort- und Verston.

Die Frage aber, wie konnte das römische Volk überhaupt Verse ertragen, die sich um den Wortakzent nicht kümmerten, diese Frage hat sich W. Meyer gar nicht vorgelegt, und von der prinzipiellen Verschiedenheit zwischen Starkton und Hochton hat er nichts geahnt²⁾. Die Konsequenz aus seiner Lehre haben eben

¹⁾ Ein Gefühl für diese Dinge tritt wider seinen Willen auch bei Meyer, Sitz. Ber. 1884 S. 1041 hervor. — Ich betone nachdrücklich, daß Quintilian inst. 9, 4, 64, wo er des Cicero Klauseln *bálneatóri* und *árchipirátae* als weniger 'severae' bezeichnet, als des Demosthenes *πάσι καὶ πάσαις* oder *μηδὲ τοξεύης*, auf Verschlüsse wie *Tyndaridarum* oder *armamentis* nur mit der Wendung *quod etiam in carminibus est praemolle* hinweist, eine sachliche Verknüpfung beider Erscheinungen aber nicht behauptet.

²⁾ Man lese, wie er Sitz. Ber. 1884, 1021 von Hanssens Arbeiten über den griechischen Akzent berichtet.

erst Bergfeld und Herbig gezogen: wurde der Wortakzent nicht berücksichtigt, so kann er nicht Starkton, muß vielmehr Hochton gewesen sein. Fällt aber, wie oben gezeigt, Meyers Lehre, so fällt auch die Konsequenz.

Für uns aber, die wir behaupten, der lateinische Wortton war immer Starkton und fiel Dichtern wie Hörern schwer ins Ohr, genau wie der expiratorische Verston, für uns erhebt sich diese Frage um so drohender. Wie war es möglich, daß römische Verse Akzente trugen wie

Verg. *incumbéns teretí Damón sic coepit olivae* oder

Hor. *contentús vivát, laudét diversa sequentes*

oder gar der auch für W. Meyer „abscheuliche“ Vers

Germ. *obliquó curréns spatió quantúm Capricornus*

oder auch die lyrica

Hor. *iam satís terrís nivis atque dirae*

Hor. *rugís atque instantí senectae?*

Bergfeld meint (Glotta VII 5) solchem Glauben den Garaus machen zu können, indem er übersetzt

Kámpf heb ich án zu singén, von Trojá den Helden, der éinst nach Italién schicksálsflüchtig und lavinischen Küsten

kam; auf der See und in den Landén verschlug ihn gar oft die Macht der Góttér, der strengén, rächendén Herrin Juno zuliebe.

Lassen wir uns nicht verblüffen: es ist wirklich nur ein Fechterstückchen. Gewiß, der germanische Wortakzent war und ist expiratorisch wie es der römische war, aber der römische war doch anderer Art: *ipsa enim natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem nec una plus nec a postrema syllaba citra tertiam* (Cic. orat. 58): dies „Dreisilbengesetz“ machte den Akzent nach Maßgabe der Paenultima beweglich, wenn sich die Wortform durch Flexion oder Enklisis änderte: also betont wurde: *volúptas*, aber *voluptátem*, *voluptátibus*, sogar *voluptatémque* oder *voluptatém meam*, weiter *dúco* aber *ducámus*, *dúxi* aber *duxísse*. So wurde das römische Ohr zwar aufmerksam, wenn es hörte *canó*, *Troiáe*, aber nicht verletzt, denn es waren ihm *canébam*, *canámus* und *Troiánus* wohl vertraute Klänge; wenn der Dichter betonte *Troiáe*, so war das keine größere Lizenz, als wenn er statt *qui Troiae* die Wörter umstellte *Troiae qui*: beides tat er des Verses wegen

und gewann so was er wollte, eine Rede, die sich bedeutsam abhob von der Alltagssprache. Im Flusse des vollendeten, wohlklingenden Verses wurde so, wie wir es oben von Ritschl gehört, nach dem regelrechten Klang *árma virúmque* das Widerspiel des Wortakzents mit *canó Troiáe* begonnen und durch *prímus ab óris* wieder besänftigt¹⁾. Dies Spiel wurde dem römischen Dichter wie dem Hörer zum Reiz des Verses: es wiederholte sich in einer Fülle von Varianten, und Meister wie Vergil, Horaz, Ovid haben es dank ihrem feinen Ohre, nicht berechnend, zu nutzen verstanden: *Italiám fató profugús* malt wirksam den Helden im Kampfe mit dem Schicksal. Wir sollen und wollen solche Kunst offenen Ohres nachempfinden, uns an dem Wechsel des Spiels besonders in längeren Versreihen freuen, aber um Gottes willen diese Dinge nicht in statistische Reihen bringen und durch Zählen zu fassen suchen²⁾. Gleiches gilt natürlich für Distichon so gut wie lyrischen Vers, ja es galt schon nicht selten für den Senar: ein Vers wie Plaut. Bacch. 206

habítat . ecquidnam meminit Mnesilochí? :: rogás?

weist schon das gleiche Widerspiel auf³⁾.

Die letzte Frage nun freilich, die sich uns hier aufdrängt, woher stammt das sog. Dreisilbengesetz, kann ich wie andere nur stellen, nicht beantworten: ich nenne nur die Versuche von Kretschmer (Einleitung in die griech. Spr. 157 f.) und Skutsch (Glotta IV 199 f.) und mache auf die Andeutung Herbig's (a. a. O. 21) aufmerksam, der sagt: „der gedämpfte Nebenton der etruskisierenden Periode 2 siegt wieder über den etruskisierenden Initial-Starkton“. Werden wir je in dies Geheimnis der Natur eindringen?

¹⁾ Als deutlichstes Gegenstück sei doch der von Lucilius (1190) getadelte Hexameter des Ennius (var. 14) angeführt, in dem Wort- und Verston Schritt für Schritt zusammenfallen: *sparsis hastis longis campus splendet et horret*.

²⁾ Aber selbstverständlich will das Akzentspiel erwogen sein, wo es sich um Erkenntnisse über Umgestaltung griechischer Versmaße durch Römer handelt: nach dieser Seite hin bedürfen auch die schönen und ergebnisreichen Forschungen R. Heinzes über die Kunst des Horaz (Ber. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 70, 1918, Heft 4) noch der Ergänzung.

³⁾ Vgl. Wallstedt, Stud. Plaut. 135. Für das Akzentenspiel in Anapästen sei hingewiesen auf Bickel, Berl. phil. Woch. 1911, 1088 ff., und darin erinnert, daß Pacuvius hier im Sinne einer Ausgleichung eingegriffen hat (Mar. Victor. gramm. VI 77, 7 ff.).